

uns dessen bewusst zu sein. So spuckten wir z. B. in hohem Bogen aus, wie sie es taten, und schlossen Wetten ab, wer am weitesten mit der Spucke treffen würde. Freilich bekamen wir öfters einen gewaltigen Rüffel von den Eltern, wenn sie solche Dinge bemerkten.

Das zweite Ereignis war nach weiteren drei Jahren die Geburt meiner Schwester Luise. Sie kam unter den gleichen Umständen zur Welt wie Jola, nur war es statt der Mission von Caconda diesmal die von Caluquembe. Luises Geburt verband sich mit einem traurigen Ereignis: Gleich zwei Tage nachdem die Eltern nach Caluquembe aufgebrochen waren, bekam mein nun dreijähriger Bruder Jola eine geschwollene Wange und weinte Tag und Nacht. Großmutter und Eva bemühten sich verzweifelt um ihn, aber alles half nichts, es wurde nur noch schlimmer. Nach einem weiteren Tag war sein kleines Gesicht dermaßen geschwollen, dass die Augen nicht mehr zu sehen waren. Großmutter fing an zu jammern: »Wäre es doch nur geschehen, als die Eltern noch hier waren, dann hätten sie ihn gleich mit zur Mission nehmen können.« Sie konnte es nun nicht mehr aushalten, denn was sie anfangs noch für einen Insektenstich gehalten hatte, sah nun gar nicht mehr harmlos aus. In ihrer Verzweiflung schrieb sie an Vater. Eiligst wurde ein etwa vierzig Zentimeter langer Stock gesucht und am oberen Ende etwas gespalten. In diesen Spalt wurde der Brief geklemmt. Das untere Ende nahm der »Briefträger« in die Hand und lief damit los. Es sah aus, als trüge er eine kleine weiße Fahne vor sich her. Diese Stockmethode verhinderte, dass die Briefe durch die schweißnassen Hände des Trägers bis zur Unleserlichkeit durchweicht wurden.

In einem Tages- und Nachtmarsch kam Vater kurz nach Mitternacht an und bekam einen großen Schreck, als er Jola sah, dessen Gesicht aus einer einzigen Geschwulst bestand. Von den Augen sah man nur noch zwei enge Schlitze, aus denen ein paar Wimpern lugten, und aus dem linken floss eine wässrige Flüssigkeit. Zum Weinen hatte er keine Kraft mehr, er gab nur noch ein röchelndes Wimmern von sich.

Jola wurde sofort in eine Hängematte gepackt, und unser todmüder Vater sowie die ebenfalls erschöpften Träger marschierten – diesmal ohne Gesang – in die Nacht hinein. Wir sahen ihnen mit tränenfeuchten Augen nach, bis die Petroleum-Sturmlaterne, die in der Hand des Vorläufers hin und her schwankte, hinter dem Hügel verschwunden war.

In Caluquembe angekommen, fuhr der Missionar – fast jeder von ihnen war zugleich ein halber oder ganzer Arzt – mit einem Wattebausch sacht über das nässende Auge. Dabei blieb die Watte an einem Knochensplitter hängen, der am unteren Augenrand die Haut durchdrungen hatte und verkrustet war. Der Pater zog den Splitter heraus, der nach einem von Eiter zerfressenen Zahn aussah. Aus unerklärlichem Grund war der Zahn nicht normal nach unten gewachsen, sondern hatte sich nach oben durchgebohrt. Was hat der kleine Kerl wohl für Schmerzen ausgehalten. Der Pater vermutete, dass noch ein kleiner Splitter nachkäme, ein Teilchen, das an dem Zahnstück fehlte. So war es dann auch. Schon am nächsten Tag war es da, und die Geschwulst ging zusehends zurück.

Acht Tage später kamen sie mit der neuen Erdenbürgerin Luise froh und glücklich zurück. Jola trug nur noch ein kleines Pflaster unter dem linken Auge, und von der unheimlichen Geschwulst war fast nichts mehr zu sehen. Wie schön war diese Rückkehr. Ein großes Glücksgefühl erfüllte uns, wir waren ganz »aus dem Häuschen« und schafften uns Erleichterung durch Luftsprünge und sonstige Faxen. Solch ein abgeschiedenes Farmleben erzeugt ein starkes Familien- und Zusammengehörigkeitsgefühl.

Das dritte Ereignis geschah etwa ein halbes Jahr nach Luises Geburt und war so furchtbar, dass es sich mir einprägte. Ich sehe alles noch so vor mir, als wäre es gestern gewesen.

Es war an einem Nachmittag in der Zeit der Maisernte. Da es damals wie schon erwähnt weder Strom noch Gas gab, wurde auf Holzfeuer gekocht. Die dünnen Deckblätter der Maiskolben eigneten sich gut zum Feuer anmachen und wurden für diesen Zweck auf Haufen geschichtet. Ganivete, der Küchenjunge, brachte einen Sack davon zur Küche. Er kam zurück, um mehr zu holen, half aber erst noch mit, die Maiskolben abzuziehen. Wir alle waren dabei, denn es machte uns Spaß, sie abzublättern und dann auf den großen Haufen zu werfen, wo sie gedroschen wurden. Mitten in dieser fröhlichen Arbeit hörten wir Mutter plötzlich entsetzt ausrufen: »Feuer! Die Küche brennt!«

Alle Augen schauten in die gleiche Richtung. Dort züngelten schon die Flammen aus den Fenstern. Ein Knistern und Knacken war in der Luft, versengte Strohhalme tanzten wie ein Bienenschwarm um die Küche, auch das Strohdach war schon erfasst. Jeder hatte begriffen, dass keine Rettung mehr möglich war.

Die Küche stand etwa zehn Meter vom Wohnhaus entfernt. Es wurde damals auf allen Farmen so gehalten, dass die Küchengebäude grundsätzlich außerhalb des Wohnhauses gebaut wurden, wegen des Rauches und vieler anderer Überlegungen.

Wir liefen nun in größter Aufregung vom Dreschplatz. Als ich zu Vater schaute, war in seinem braungebrannten Gesicht ein Ausdruck, den ich noch nie gesehen hatte. Er rief mit einer Stimme, die mir fremd war: »Wasser, holt Wasser vom Fluss, das Feuer greift zum Wohnhaus über.« Hastig übersetzte er den Arbeitern: »Owawa, lubugi gobi owawa.« Alle Eimer und Schüsseln, die zum Maiseinsacken herumstanden, wurden eiligst ergriffen. Jeder, der ein Gefäß hatte, lief den Hügel hinunter zum Bach, aus dem stets das Wasser für den Haushalt geholt wurde. Irgendwie hatten auch wir Kinder Blechdosen, in denen einmal Olivenöl gewesen war, in den Händen und liefen hinterher. Jeder, der sein Gefäß voll hatte, keuchte den Hügel hinauf, so schnell es mit der Wasserlast nur eben ging. Als ich noch nicht halb den Berg oben war, hatte meine Dose schon fast kein Wasser mehr, es war alles rausgeschwappt. Einen Augenblick überlegte ich noch, ob ich umkehren und sie neu füllen sollte, ließ es aber sein und lief den Hügel vollends hinauf. Da sah ich es nun, das grauenvolle Bild. Das Wohnhaus brannte bereits lichterloh. Der Wind hielt an diesem Tag genau darauf zu und trug das Feuer im wahrsten Sinne des Wortes mit Windeseile hinüber. Ich sah Vater ein Taschentuch in den Mund stopfen und ins Haus laufen, das schon von undurchdringlichem Rauch erfüllt war. Er zog Koffer, Betten, Möbel und alles, was er mit seiner Kraft bewältigen konnte, aus dem Haus und ging immer noch einmal hinein. Die Hitze strahlte schon so stark aus, dass ich es nicht mehr aushalten konnte und laut zu schreien begann. Aus irgendeiner Richtung kam Mutter plötzlich auf mich zu. Sie rief, obgleich sie ganz nahe an mich herangekommen war, und sogar ihre Hand für einen kurzen Augenblick auf meinen Kopf legte, so als wüsste sie gar nicht, dass sie das tat: »Geh zu den anderen den Hügel hinauf, Thea.« Auch Mutter hatte jetzt eine andere Stimme, und ihr Gesicht sah gleichfalls verändert aus. Ihre Haare, halb versengt, hingen wirr übers Gesicht, das vor Hitze glühte. Im selben Moment war sie auch schon wieder verschwunden. Ich hörte sie noch mit der gleichen, vor Erregung veränderten Stimme rufen – und in diesem Rufen lag ein Flehen: »Karl, geh nicht mehr ins Haus, Karl bleib hier!« Vor Rauch konnte ich nichts mehr sehen, warf die Blechdose fort und zog einen

großen Bogen um das Flammenmeer in Richtung Hügel. Da sah ich sie schon alle, dicht aneinander gedrängt, Eva mit Luise auf dem Arm, Jola klammerte sich an ihrem Rock fest, und Georg kam mir ein paar Schritte entgegen. Alle waren sichtlich erleichtert, als sie mich sahen, denn sie hatten nicht gewusst, wo ich war.

Von hier oben hatte man einen erschreckenden Überblick. Ohnmächtig mussten wir zusehen, wie das Drama dort unten seinen Lauf nahm. Verzweifelt dachte jeder an seine Spielsachen und alles, was ihm lieb war.

Drehte sich zwischendurch der Rauch von der einen zur anderen Seite, konnte man hinter dem Haus Gestalten sehen, die Gegenstände trugen, zogen und schoben. Plötzlich waren Gewehrschüsse zu hören. Erst vereinzelt, dann schneller und lauter. Es machte uns große Angst, wir zitterten am ganzen Leibe, denn wir wussten nicht, dass es Vaters Patronen waren, die im Feuer explodierten. Vater war ein großer Jäger und hatte sich reichlich mit Munition eingedeckt.

Plötzlich krachte es ganz furchtbar, und wir sahen das Haus von den Flammen ausgehöhlt wie ein Gerippe zusammenfallen. Es fiel hauptsächlich nach vorne, auf die von Vater unter Lebensgefahr geretteten Sachen, die nun erneut dem Feuer Nahrung gaben.

Nach einer Weile gewahrten wir, wie sich ein Menschenhaufen den Weg hinunter in Richtung Fluss bewegte. Hin und wieder waren Mutter und Großmutter zu erkennen, die sich immer wieder zwischen die Arbeiter beugten, die etwas zu tragen schienen. »Sie tragen Vater«, schrien wir alle zugleich. Jetzt hielt es uns nicht mehr auf dem Hügel. So schnell es nur ging, kletterten wir hinunter, machten einen großen Bogen um das Feuer, dessen Hitze trotz der weiten Umgehung noch stark zu spüren war, und stürzten hinunter zum Bach.

Als wir endlich ankamen, war Vater soeben wieder zu sich gekommen. Mutter war dabei, ihn mit einem Taschentuch abzuwaschen. Hätten wir es nicht gewusst, dass er es war, würden wir ihn nicht erkannt haben. Vater, der am Flußbrand lag, war schwärzer als die Arbeiter, die um uns herumstanden. Mutter schöpfte Wasser mit der hohlen Hand und flößte es ihm ein. Daraufhin musste er sich übergeben und erbrach einen schwärzlichen Schaum, was ihn vor einer Rauchvergiftung rettete. Es kam mir vor, als seien die Eltern in dieser Stunde sehr gealtert. Vater musste es sehr schlecht gehen, denn er krümmte sich furchtbar.

Allmählich richtete er sich auf. Von Mutter und Gamati, dem Vorarbeiter, gestützt, ging er langsam den Hügel hinauf. Oben angelangt, sah man dort, wo das Haus gestanden hatte, nur noch einen qualmenden Haufen.

Außer der eisernen Geldkassette und dem, was jeder auf dem Leibe trug, konnte nichts gerettet werden. Dabei hatten die Eltern, bevor sie Deutschland verließen, Unmengen eingekauft. Es sollte ja für viele Jahre reichen. Vater musste sich hinsetzen. Ihm war noch sehr übel. Nach einer Weile rief er Ganivete zu sich und fragte: »Du hast die Maisblätter in die Küche gebracht, du warst also der Letzte, der vor dem Brand dort war?« – »Ja Patrao«, antwortete er. »Brannte das Feuer noch im Herd, als du die Blätter in die Küche brachtest?« – »Ja, und ich habe noch einige Holzscheite draufgelegt, damit es nicht ausgeht.« – »Wohin hast du die Maisblätter getan, die du in die Küche brachtest?« – »Auf den Boden vor dem Herd.« Vater schaute zu Mutter und sagte mit zitternder Stimme: »Da haben wir die Erklärung. Natürlich, ein brennendes Holzscheid muss aus dem Herd genau in den Blätterhaufen gefallen sein.« Damals fand man bei den Eingeborenen ganz selten logisches Denken. Alles, was die Europäer taten, war ihnen fremd und unbegreiflich. Warum z. B. die Weißen nicht auch auf dem Boden kochten, wie sie es taten, sondern sich dazu einen hohen Herd errichteten, aus dem brennende Holzscheite herausfallen konnten.

Es war für Vater die erste schwere Niederlage, die ihn in dem so heiß ersehnten und geliebten Afrika traf. Als es zu dämmern begann, wurden die Arbeiter angewiesen, die Maisblätter in einen alten leerstehenden Schweinestall zu tragen, um damit eine Unterlage zu schaffen. Als es Nacht wurde, schlief die ganze Familie eng aneinander gekuschelt darauf. Diese erste unvergessliche Nacht auf den bei jeder Bewegung raschelnden Maisblättern jagte quälende Gedanken durch mein Kinderhirn, das keine Antwort darauf fand, wie es nun weitergehen sollte. Sieben Jahre war ich damals alt.

An diesem Abend bestand unser Abendbrot aus Maiskörnern, die vom Dreschplatz geholt wurden, ohne Salz, denn das war auch verbrannt. Sie wurden in einem Tontopf gekocht, den Gamati schnell aus seiner Hütte geholt hatte. Wir mussten mit den Händen essen, wie es die Schwarzen taten. Dazu gab es Milch. Die Kühe befanden sich auf der Weide. Der Viehstall stand zu weit vom Wohnhaus entfernt, als dass er vom Feuer hätte erfasst werden können. Auch die Hühner und Hunde lebten.

Gamati war ein Quilenques-Mann, den Vater in Dienst nahm, als er noch in der Quilenques-Gegend nach einer Farm gesucht hatte. Von da ab war Gamati Vaters ständiger Begleiter, zu dem er Vertrauen und eine besondere Beziehung hatte. Gamati war zugleich unser Melker. Fast alle Quienques-Leute konnten melken und besaßen meistens selber Vieh in ihrer Heimat.

Als Gamati an diesem Abend mit der Milch vom Stall kam, brachte er zugleich eine Petroleum-Stalllaterne mit. Nachdem sie mitten im alten Schweinestall aufgehängt worden war und auf uns niederleuchtete, bemerkte ich die verweinten Augen von Mutter und Großmutter. Wie mag den Eltern damals zumute gewesen sein? Darüber habe ich später noch oft nachdenken müssen. Mit vier Kindern, darunter einem Säugling, Nichte Eva und Großmutter, von einer Stunde zur anderen in eine solche Lage zu kommen, wo es noch keinerlei Brandversicherung oder ähnliches gab.

Im Halbschlaf hörte ich noch Vaters Stimme. Er sprach ruhig aber sehr langsam: »Morgen schreibe ich an die Mission-Caluquembe und bitte um Hilfe – nur das Notwendigste –, ein paar Decken für die Kinder und einige Windeln für Luise ...« Er stockte, weil Mutter ihm auf die Schulter tippte und sagte: »Karl, du kannst doch gar nicht schreiben, wo willst du denn Papier und Schreibzeug hernehmen? Es ist doch nichts mehr da, nichts, nichts, nichts.« Ihre letzten Worte waren schon vom Schluchzen erstickt, und nun brach es aus ihr heraus. Sie erlitt einen regelrechten Weinkrampf. Obgleich Vater seinen Arm um ihre Schultern legte und sie zu beruhigen suchte, überkam mich damals große Angst, dass sie keine Luft mehr bekommen und ersticken würde. Mutter, die bisher alles so tapfer ertragen hatte, was das Leben im abgelegenen Busch auch immer für Opfer forderte. Dieses aber war zuviel. Es ging über ihre Kräfte. Allmählich ebbte ihr Weinen ab, und als sie still war, sagte Vater: »Ich gehe dann eben morgen erst zu Kirsteins und bitte sie um Schreibmaterial. Wenn ich quer über die Berge laufe, schaffe ich es in drei Stunden« (Familie Kirstein war unser nächster Nachbar).

Eva war zu der Zeit dreizehn Jahre alt. Sie lag neben mir und barg Luise in ihrer Armbeuge, um sie zu wärmen. Ich drückte mich näher an sie und merkte dabei, dass auch sie noch mit großen Augen ins Leere sah, während Georg und Jola schon fest schliefen. Die Laterne wurde ausgeblasen, und

nach einer Weile erlöste der Schlaf auch mich von den vielen Fragen, die gespenstisch und drohend auftauchten und auf die ich keine Antwort fand.

Den nächsten Tag verbrachten wir Kinder damit, mit langen Stöcken in der Asche vom Haus herumzustochern, die an vielen Stellen noch immer rauchte und glühte. Dabei kam so allerlei zum Vorschein, wenn auch schwarz und verbogen: Messer, Gabeln, Löffel, von denen die Holz- und Horngriffe abgebrannt waren, Patronenhülsen, überhaupt alles, was aus Metall war, kam hervor. Die Essbestecke wurden mit Sand blank gerieben, um die Griffstiele wickelten wir Bast, den wir aus den inneren Fasern einer Baumrinde herstellten, und so brauchten wir schon nicht mehr mit den Händen zu essen.

Am Nachmittag kam Vater mit einem schweren Rucksack auf dem Rücken zurück. Zwei Arbeiter von Kirsteins begleiteten ihn, jeder ein großes Paket auf dem Kopf tragend. So hatten wir in der zweiten Nacht schon Decken und sogar Bettlaken auf den Maisblättern. Für Luise wurden Windeln aus einem Laken gerissen, denn eine Schere war noch nicht in der Asche gefunden worden. Im Rucksack befanden sich Brot, Wurst, Käse und alles, was Kirsteins vorrätig hatten und entbehren konnten. Auch Beil und Säge hatte Vater sich ausgeliehen. Damit wurde sogleich begonnen, Bäume auf dem bewaldeten Hügel zu fällen und für ein Holzhaus zurechtzusägen, das im Eiltempo errichtet wurde. Schon nach einer Woche war es fertig. Es bestand nur aus drei Räumen. Nachdem wir mit unseren Maisblättern eingezogen waren – es gab noch keine Betten –, machte sich Vater mit Gamati auf nach Ganda. Ganda war der nächstgrößte Ort, durch den die Benguela-Bahn fuhr. Dort wurden die meisten Einkäufe von allen Farmern der weiteren Umgebung getätigt.

Vater schaffte den Fußmarsch nach Ganda, etwa hundertzwanzig Kilometer, meistens in drei Tagen. Es gab eine bestimmte Steinhöhle, in der sie stets die Nacht verbrachten, während ein Lagerfeuer vor dem Eingang brannte, welches anzuzünden und zu unterhalten Gamati ein Meister war. Die Rückkehr dagegen dauerte eine ganze Woche. Sie musste mit einem der Buren-Ochsen-Wagen zurückgelegt werden, die zu der Zeit sämtliche Getreideernten von den Farmen zur Bahn transportierten. Die Buren schufen sich damals ihre eigenen »Straßen«, indem sie immer in den gleichen Spuren fuhren. Dadurch entstanden die sogenannten »Buren-Pads«. Es waren recht große Wagen, die riesige, mit Eisen beschlagene Holzräder

hatten, und am vorderen Ende meistens einen aus Zeltplane errichteten Aufbau, der als Kabine und Sonnenschutz diente und aussah, wie eine Haube.

Die Zahl der Ochsen variierte entsprechend der Last. Einige spannten bis zu vierundzwanzig Tiere an solch einen Wagen, jeweils zwei unter einem Joch an der langen Deichsel. Die Flüsse wurden nach den breitesten und damit seichtesten Stellen abgesucht, was weite Umwege erforderte, und dann ging es mit Gebrüll hinein und durch das Wasser. Der Ochsentreiber lief mit seiner langen Peitsche nebenher, machte Schleifen in die Luft, konnte damit knallen, dass es sich anhörte wie Pistolenschüsse, und trieb die Ochsen damit an, indem er sie laufend bei deren Namen rief: »Wambu, Trecker, Sultan ...«



Burenochsen-Wagen – die Transportmittel von damals

Zehn Tage nachdem Vater nach Ganda aufgebrochen war, sahen wir am späten Nachmittag einen solchen Burenwagen, der aus der Ferne wie ein langer Wurm aussah, über den hinteren Hügel kommen und sich, wie es uns schien, im Zeitlupentempo ins Tal hinabbewegen. Nach endloser Zeit kam er auf dem vorderen Hügel, der die Grenze von unserer Farm bildete, zum Vorschein. Jetzt erkannten wir auch schon Vater, der neben dem Wa-

gen herlief. Georg, Jola und ich rannten der Karawane entgegen, und Vater schloss uns erfreut in die Arme.

Das Abladen nahm schier kein Ende und wurde gerade noch vor Einbruch der Dunkelheit geschafft. Säcke mit Zucker, Mehl, Reis, Ballen Stoffe in allen Farben, große Behälter mit Petroleum, Seifenkisten und alles, was man zum Leben brauchte. Solche Großeinkäufe wurden alle sechs bis acht Monate getätigt. Durch das Brandunglück waren diesmal nur knapp vier Wochen vergangen.

Gleich am nächsten Tag wurden die Arbeiter ausgezahlt. Es stand den Leuten zur Wahl, ob sie Geld oder Stoff wollten. Ganz selten wünschte jemand Geld, mit dem die meisten nichts anzufangen wussten. Zu der Zeit gab es, besonders im Inland, kaum einen Schwarzen, der lesen und schreiben konnte. Sie waren also nicht in der Lage, die Zahlen auf dem Geld zu lesen und schauten gleichgültig auf die Scheine, die sie für ein wertloses Stück Papier hielten.

Sie wollten also auch diesmal Stoff, je bunter, desto besser. Dazu gab es noch Salz, das im Busch über alle Maßen begehrt war, Palmöl und bunte Glas- oder Porzellanperlen, wovon die kleinsten stecknadelkopfgroß waren. Davon fertigten die Frauen kunstvolle Stirnbänder oder Schmuck für ihre Hand- und Fußgelenke an.

Seit Vaters Rückkehr aus Ganda, wo er auch Schulmaterial eingekauft hatte, bekamen wir wieder Hausunterricht bei Großmutter. Oft übernahmen es auch Vater oder Mutter, je nachdem, wer gerade Zeit hatte. Meistens aber war es Großmutter. Wir fanden es immer sehr lustig, wenn sie sich über einen von uns ärgerte. Dann verfiel sie in bayerischen Dialekt: »Gall, du hast witter nex galant?« (Gell, du hast wieder nichts gelernt?) Wir liebten Großmutter sehr, brachten sie aber, so oft wir nur konnten, zum Schimpfen, nur um ihr Bayerisch zu hören.

Nach einigen Monaten sprachen die Eltern immer häufiger davon, dass es besser wäre, die Farm wieder zu verkaufen und zur Küste zu ziehen, in die Nähe einer Stadt, wie z. B. Benguela, denn wir Kinder müssten eine ordentliche Schule besuchen, der Hausunterricht genüge ja nicht, außerdem müsste versucht werden, mit täglichen Einnahmen schnell wieder aufzuholen, was das Feuer vernichtet hatte.

Eines Tages war es soweit. Vater ging mit Gamati nach Ganda. Von dort fuhr er allein mit der Bahn nach Benguela weiter, während Gamati in

Ganda auf seine Rückkehr warten sollte. Auf der Suche nach einer Pflanzung lernte Vater in Benguela einen Landsmann namens Sauer kennen, der eine kleine Pflanzung am Fluss Cavaco besaß. Dieser Trockenfluss, der nur in der Regenzeit Wasser führt, zieht seinen kurvenreichen Lauf durch ein großes, aus Schwemmlandboden bestehendes Tal, das nach ihm benannt ist. Das Cavaco-Tal beginnt an den Küstenbergen und endet am Meer. Mit den südlichen Ausläufern grenzt es an die nördliche Seite der Stadt Benguela, die zu der Zeit noch eher ein Dorf war.

Sauer war Junggeselle. Nachdem er erfahren hatte, aus welchem Grund Vater nach Benguela kam, war er sofort bereit, ihm bei der Suche nach einer Pflanzung zu helfen. Die Aussicht, einen Landsmann in die Nachbarschaft zu bekommen, freute ihn sehr.

Der Zufall wollte es, dass ein fünfzehn Hektar großes Stück Land – besser gesagt, fünfzehn Hektar Urwald – gleich neben Sauers Pflanzung zum Verkauf stand, dessen Besitzer Sauer kannte. Er wurde sogleich aufgesucht, und sie besichtigten es zu dritt. Um besser durchzukommen, waren hier und dort einige Schneisen geschlagen worden. Es existierte nur ein einziges Wasserloch, an dem eine ziemlich verrostete und quietschende Baggerpumpe angebracht war, die täglich eine Stunde von einem Esel gezogen wurde, um den Tank zu füllen, welcher zur Tränke der Ziegen diente. Vater bestaunte den guten Boden. Er hatte noch nie eine so hohe Humusschicht gesehen. Natürlich musste Meter für Meter gerodet werden. Aber aus solch jungfräulichem Boden war etwas herauszuholen. Kurz entschlossen kaufte er das Land.

Nach seiner Ankunft erzählte er von Cavaco, Benguela und dem Meer. Gespannt und erregt lauschten wir. Bald würde eine neue Zeit anbrechen, die uns in jeder Hinsicht verheißungsvoll erschien, denn wir Kinder waren inzwischen schon so weit »verbuscht«, dass wir uns versteckten, wenn Besuch kam, den wir nicht kannten. Es war natürlich, bei solchen Entfernungen und Umständen, äußerst selten, Besuch zu bekommen. Wir verkrochen uns dann wie scheue Tiere hinter Türen und sonstigen Deckungen, lugten durch Ritze oder Gardinen nach dem Gast und kamen erst wieder zum Vorschein, nachdem er gegangen war. Nur wenn Kirsteins kamen, liefen wir nicht davon, denn die kannten wir. Wir waren auch öfter auf ihrer Farm. Unsere Welt war die Familie, die Tiere und die Spielgefährten.